

# Pflegende Angehörige - ein Pfeiler in der Betagtenbetreuung

Autor(en): **Dubler, Regine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(1993-1994)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843611>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihnen auch unbewusste Motive zur Übernahme der Pflege begründet. So etwa, wenn sie auf dem unbewussten Wunsch basiert, endlich die Anerkennung von dem zu Pflegenden zu erhalten, die bereits in der Kindheit verweigert wurde. Die Abgrenzung ist, unabhängig von Motiven, eines der Hauptprobleme von pflegenden Angehörigen. Nur wenigen gelingt es, auf ihre eigenen Bedürfnisse zu ach-

ten und diesen Rechnung zu tragen; und wenn, dann häufig nur in Verbindung mit Schuldgefühlen. Doch gerade mit den eigenen Ressourcen zu haushalten ist wichtig, um selbst gesund zu bleiben und ungünstige Pflegebedingungen, sofern beeinflussbar, aktiv zu verändern. Entscheidend sind hierbei neben der Unterstützung von Familienmitgliedern, ambulanten und teilstationären Hilfsdiensten (die

es ebenso wie die finanzielle Unterstützung auszubauen gilt) fachliche Informationen, Beratung und nicht zuletzt die Möglichkeit, sich zu entlasten. Hier hilft insbesondere der Austausch mit ganz besonderen «Fachexperten», nämlich mit anderen, die ebenfalls Angehörige pflegen.

*Claudia Schweigler*

## Pflegende Angehörige – ein Pfeiler in der Betagtenbetreuung



*Dr. Regine Dubler ist Leiterin des Amtes für Alterspflege Basel-Stadt*

Die Pflege kranker Betagter gehört seit je zu den Aufgaben der Familie. Auch in unserer industrialisierten Gesellschaft ist die Betreuung der alten Angehörigen immer noch eine der vornehmsten Familienpflichten. So werden denn – entgegen weitverbreiteter Ansicht, dass sich die Familie von ihren Betagten abwendet – nach wie vor alte Menschen von ihren Angehörigen gepflegt, oft solange, bis «es nicht mehr geht». Vor allem Ehefrauen und Töchter übernehmen diese Aufgabe, und wir werden überlegen müssen, wie wir auch Söhne und Schwiegersöhne in die Angehörigenarbeit einbeziehen können.

In den letzten Jahrzehnten hat die Lebenserwartung markant zugenommen. Mit höherem Alter nimmt tendenziell das Risiko, betreuungs- und pflegebedürftig zu werden, zu. Heute liegt das Durchschnittsalter beim Eintritt ins Pflegeheim bei knapp 83 Jahren. Es erstaunt daher nicht, dass mit dem hohen Alter der Gepflegten auch deren Angehörige oft schon im Rentenalter stehen. Anerkanntermassen kann die Langzeitpflege von Angehörigen eine ausserordentlich starke Belastung darstellen. Deshalb ist es unerlässlich, dass Entlastungs- und Hilfsangebote bereit stehen, damit die Pflegenden in ihrer verantwortungsvollen Aufgabe nicht allein

gelassen und überfordert werden. Es gilt, den Helfenden zu helfen, um wiederum deren Hilfe zu sichern.

Die Zielvorstellungen unseres Kantons in der Alterspolitik gehen davon aus, dass die private Hilfe gefördert und den Betagten möglichst lange ein Verbleiben zu Hause ermöglicht werden soll. Spitex ist in vielen Fällen nur dann eine Alternative zum Spital oder Heim, wenn Angehörige einen festen Platz in der Pflege zu Hause einnehmen. Spitex kann Angehörige nicht ersetzen, wohl aber ergänzen, denn wo eine Patientin oder ein Patient nicht mehr alleine gelassen werden kann, stösst die institutionelle ambulante Hilfe rasch an ihre Grenzen. Im Kanton gibt es ein breites und gut ausgebautes Angebot an solchen Diensten: die Hauspflege und Gemeindefürsorge, die Haushilfe für Betagte, Tageskliniken, Temporäraufenthalte, Gesprächsgruppen für pflegende Angehörige, um nur einige Beispiele zu nennen. All diese Dienste werden von Bund und

Kanton mit namhaften Beträgen mitgetragen.

Seit 1991 steht das Spitex-Gesetz in Kraft, ein Rahmengesetz, das den Kanton beauftragt, die spitalexterne Versorgung sicherzustellen, damit dem Grundsatz «solange wie möglich zu Hause» nachgelebt werden kann. Neben dem Auftrag, die Spitex-Dienste zu fördern und zu unterstützen, wurden ausserdem die Pflegebeiträge an Angehörige und Nachbarn gesetzlich verankert. Der Kanton leistet eine Art Aufmunterungsprämie von Fr. 25.– pro Tag, wenn mindestens 1½ Stunden Pflege täglich erbracht und dadurch ein Heim- oder Spitalaufenthalt verhindert wird. Zur Zeit werden vom Amt für Alterspflege rund 300 solcher Pflegeverhältnisse subventioniert.

Erst kürzlich hat der Regierungsrat einen Grundsatzentscheid für das gute Funktionieren der Spitex in den kommenden Jahren gefällt: Er beantragt dem Grossen Rat, die Leistungen des Kantonalverbands der Hauspflege und Gemeindefürsorge sowie der



Foto Martin Klotz

Fortsetzung von Seite 9

Haushilfe für Betagte im bisherigen Rahmen zu subventionieren. Die Beiträge werden – trotz Finanzknappheit und Sparauftrag – in den kommenden fünf Jahren nicht gekürzt.

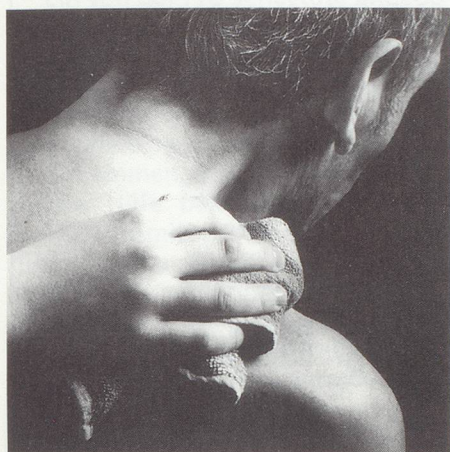
Die Kosten der Betagtenpflege steigen nach wie vor. Vor allem die

stationäre Pflege wird bald einmal unbezahlbar. Investitionskosten von knapp Fr. 300 000.– pro Heimplatz, Pflegekosten von rund Fr. 80 000.– im Jahr je Pflegebett lassen manchen leer schlucken. Wir werden nach Strategien suchen müssen, wie die Kostenentwicklung in die Schranken

gewiesen werden kann, ohne eine Qualitätsverschlechterung akzeptieren zu müssen. Ob auch hier der Einbezug von Angehörigen ein gangbarer Weg sein könnte?

*Dr. Regine Dubler,  
Leiterin Amt für Alterspflege*

## Aus dem Alltag einer pflegenden Angehörigen



«Gut geht es mir! Wie könnte es mir auch anders gehen, bei der Pflege.» Das war die stereotype Antwort einer meiner Grosstanten, wenn sie nach ihrem Befinden gefragt wurde. Dabei blickte sie liebevoll zu ihrer auch schon recht alten Tochter, die bescheiden zu Boden blickte, wenn sie ihr eigenes Lob hörte. Dies friedliche Bild hat sich mir tief eingepägt und wenn immer die Rede auf die Pflege von alten Eltern in der Familie kam, sah ich vor mir das freundliche kleine Haus mit den beiden zufriedenen Frauen. Die grosse beiderseitige Zufriedenheit zu hinterfragen, ist mir damals nicht eingefallen und heute, da es mich interessieren würde, leben die beiden nicht mehr.

Diese Bilderbuchvorstellung war es wohl, die mich veranlasste, meiner Mutter einen Platz in unserer Familie anzubieten, wenn sie einmal nicht mehr allein in ihrem Haus leben wollte. Vor ungefähr fünf Jahren war es dann soweit: Meine Mutter war überzeugt, dass ihr jetzt der Tod bevorstehe. Allein wollte sie nicht sterben, deshalb hielt sie die Zeit für gekommen, von meinem Angebot Gebrauch zu machen. An ein baldiges Sterben glaubte ich zwar nicht, aber ich fühlte mich verpflichtet, mein Versprechen

einzuhalten. Wir räumten ein Zimmer leer und richteten es ein für meine Mutter.

Ich glaube, das grösste Problem meiner Mutter ist, dass sie sich ohne jede Ablenkung ihren Krankheiten widmen kann. Seit ihr Arzt gesagt hat, alle ihre Schmerzen seien auf eine Depression zurückzuführen, beherrscht der Gedanke daran ihr Leben. Nicht nur jedes Familienmitglied, sondern auch jeder Bekannte, der die Frage stellte: «Wie geht's?» wird umfassend informiert darüber, dass sich ihr Zustand von Tag zu Tag rapide verschlechtere und das seit vielen Jahren.

In unserm Haushalt herrscht reges Leben. Erwachsene Kinder und bereits drei unternehmungslustige Enkel sorgen für so viel Abwechslung, dass bei uns Krankheiten erst dann Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn sie nicht mehr zu übersehen sind. Ich hoffte, dass meine Mutter ihre Depression bei uns vielleicht zeitweise vergessen könnte. Heute habe ich viel dazugelernt, jetzt weiss ich, dass die Wahrscheinlichkeit grösser ist, dass acht gesunde Familienangehörige in eine Depression hineingezogen werden, als dass acht Gesunde jemandem, der in seiner Depression festsitzt, heraus helfen könnten.

Abgelenkt werden will sie nicht, meine Mutter. Sie will sich aufs Sterben vorbereiten. Sterbende haben Wünsche frei, denn wer wollte einen letzten Wunsch nicht erfüllen? Und wer könnte schon im hohen Alter garantieren, dass der Tod nicht wirklich plötzlich kommt, wenn auch der Arzt keine Hinweise darauf feststellen kann? Die ganze Familie bemüht sich also Wünsche, wenn immer möglich, zu erfüllen und notfalls eigene Bedürfnisse zurückzustellen.

Die Pflege meiner Mutter betrachte ich als meine Aufgabe. Aus diesem Grund versuche ich, meine Familie möglichst zu entlasten. Meine Mutter stellt keine Ansprüche, aber sie erwartet, dass ich selbst merke, was sie braucht. Merke ich etwas nicht, fühlt sie sich bestärkt in ihrer Meinung, sie werde nicht aufmerksam genug gepflegt. Das macht mich manchmal so ärgerlich, dass ich es kaum über mich bringe, neuen Tee zu kochen, wenn mir meine Mutter nicht mitteilt, dass sie die letzte Tasse eingegossen hat. Meine Reaktionen finde ich kindisch und unfreundlich, ich schäme mich dafür, was mich aber nicht davor bewahrt, bei einer nächsten Gelegenheit wieder so zu reagieren.

Am Familienleben beteiligt sie sich nicht mehr, meine Mutter. Sie ist der Meinung, dass es sie zu sehr anstrengte, wenn sie ihr Bett oder ihr Zimmer verliesse. Uns ist die Vorstellung, dass wir alle zusammen sind, während eine alte Frau einsam im Bett liegt, zutiefst unangenehm. Immer wieder sage ich mir, dass sie offensichtlich gerne im Bett liegt, dennoch empfinde ich immer etwas wie einen unausgesprochenen Vorwurf, wenn ich sie so liegen sehe. Wo ist sie bloss hingekommen, meine tatkräftige Mutter, die nicht nur ihre eigenen Angelegenheiten fest in ihren Händen hielt, sondern auch die der ganzen Familie. Ich lebe ständig mit dem Gefühl, einmal müsse mir etwas einfallen, was ihr helfen könnte.

Neues erlebt sie nicht mehr, deshalb höre ich immer wieder die gleichen Geschichten. Diese habe ich grösstenteils miterlebt, jetzt aber höre ich sie in einer Version, die wenig mit den ehemaligen Tatsachen zu tun hat, sondern schrecklich ins Negative verzerrt ist. Manchmal halte ich es kaum aus, Personen und Erlebnisse, die zu meiner Kindheit und zu meiner Jugendzeit gehört haben, in so negativer